

Übersetzen

April-Juli 2002 • 36. Jahrgang • Nr. 2

Christa Schuenke

Ein neues Modell: Translator-in-Residence am Europäischen Übersetzer-Kollegium

Wozu braucht Straelen einen Translator-in-Residence? Und was ist das eigentlich?

Als Klaus Birkenhauer im Februar 2001 starb, war allen, die das EÜK kennen und sich ihm verbunden fühlen, klar, dass die durch den Tod seines Mitbegründers und langjährigen Projektleiters entstandene Lücke im Grunde nicht zu füllen sein würde. Selbst wenn sich jemand fände, der nicht nur über die erforderliche fachliche Qualifikation verfügt, sondern auch über all die anderen Qualitäten, die nötig sind, um die inhaltliche Orientierung des Kollegiums entscheidend mit zu prägen, jemand, der zudem auch noch bereit ist, seinen Lebensmittelpunkt an den Niederrhein zu verlegen, und am liebsten natürlich ein jüngerer, überaus belesener, überaus kreativer, kommunikativer, integrativer und selbstredend renommiertes Übersetzer, ja, in diesem Falle ohne das politisch korrekte feminine Alternativsuffix, denn in einer Institution, die von vier Damen verwaltet wird, wäre so ein Quotenmann schon recht willkommen, selbst dann, wenn es diese eierlegende Wollmilchsau männlichen Geschlechts tatsächlich geben sollte, bliebe immer noch ein strukturelles Problem, für das platterdings keine Lösung da ist.

Klaus Birkenhauer hat das Europäische Übersetzer-Kollegium – auf eigenen Wunsch – all die Jahre als Freiberufler geleitet. Er wollte sich nicht durch eine Festanstellung binden und begnügte sich mit einem sehr bescheidenen Honorar. Daher wurde für den »Projektleiter des EÜK« nie eine feste Stelle geschaffen, und das Land Nordrhein-Westfalen, das den Hauptanteil an der Finanzierung des EÜK trägt, sieht sich nicht in der Lage, die Mittel bereit zu stellen, die gebraucht würden, um die aus der Geschäftsführerin Karin Heinz, der Bibliotheksdirektorin Dr. Regina Peeters und zwei halbtags beschäftigten Bürokräften bestehende Leitung des Hauses um eine weitere Stelle aufzustoßen.

So entstand die mit Klaus Birkenhauer seinerzeit gründlich diskutierte und von ihm befürwortete Idee, die künstlerische Leitung des Hauses abwechselnd verschiedenen Übersetzern zu übertragen, sie also gewissermaßen unter denen, für die das EÜK geschaffen wurde, rotieren zu lassen. Auf der Suche nach einem Geldgeber für dieses Modell wurde man auch bei der Stiftung Kunst und Kultur des Landes NRW vorstellig. Die Stiftung bewilligte die nötigen Projektmittel, und im Herbst 2000 wurde erstmals die Position eines Translator-in-Residence am EÜK für einen Zeitraum von drei bis sechs Monaten ausgeschrieben.

Translator-in-Residence – ein recht diffuser Begriff, der – wie so vieles heutzutage – aus Amerika kommt. Dort versteht man darunter einen angesehenen literarischen Übersetzer oder eine Übersetzerin, der oder die für eine gewisse Zeit (mindestens drei Monate und längstens ein Jahr) eingeladen wird, an einer Universität zu lehren, im übrigen seiner Arbeit als Übersetzer nachzugehen und sich gegebenenfalls mit Lesungen, Vorträgen und Podiumsdiskussionen in das kulturelle Leben auf dem Campus einzubringen. Dafür bekommen die Betreffenden ein meist recht großzügig dotiertes Stipendium; oft gehört auch eine Wohnung auf dem Campus oder in dessen Nähe mit zur Vergütung. Am *British Centre for Literary Translation* in Norwich hingegen bezeichnet man Übersetzer britischer Autoren, die für jeweils vier Wochen, versehen mit einem EU-Stipendium und untergebracht in einer Campus-Wohnung, an ihren Projekten arbeiten können, ohne irgendwelchen Lehrverpflichtungen an der University of East Anglia nachkommen zu müssen, als Translators-in-Residence.

Das Straelener Modell muss naturgemäß einen anderen Charakter haben. Schließlich geht es hier im wesentlichen darum, dass eine Person, die den Beruf des literarischen Übersetzers professionell ausübt, sich eine Zeitlang als »Übersetzer zum Anfassen« im Kollegium aufhält und sozusagen als doppelte Brücke funktioniert, nämlich einerseits zwischen der Geschäftsleitung und den Gästen, also den im Haus arbeitenden Übersetzern, und andererseits zwischen dem Kollegium und der Öffentlichkeit. Daraus ergeben sich für den Translator-in-Residence, grob umrissen, drei Tätigkeitsfelder, nämlich:

1. das Konzept und die Ziele der Institution EÜK *nach innen*, also gegenüber den Übersetzern zu vertreten, die im Kollegium zu Gast sind;
2. das EÜK und den Beruf des Übersetzers sowohl in öffentlichen Veranstaltungen als auch in den Medien *nach außen* zu repräsentieren;
3. seine eigentliche Arbeit zu tun, d.h. *an seinen eigenen Übersetzungsprojekten zu arbeiten*.

Gesucht wurden also im Herbst 2001 und werden auch künftig alle Jahre wieder, so steht es in der Ausschreibung zu lesen: »literarische Übersetzer mit deutscher Ausgangs- oder Zielsprache aus unterschiedlichen Nationen, die für einen Zeitraum von drei bis sechs Monaten neben ihrer eigenen übersetzerischen Tätigkeit den Wirkungskreis des Europäischen Übersetzer-Kollegiums (EÜK) mitgestalten und dazu beitragen, die Bedeutung literarischer Übersetzer bei der grenzüberschreitenden Vermittlung von Kultur und Literatur hervorzuheben.« Die Bewerber sollen Berufserfahrung mitbringen und das EÜK durch eigene Arbeitsaufenthalte gut kennen. Zum Aufgabenkatalog gehören insbesondere, ich zitiere abermals aus der Ausschreibung:

- »die fachspezifische Betreuung der internationalen Arbeitsgäste im EÜK (fachliche Beratung, Auskunft, Moderation und Diskussionsleitung)
- Vorträge bei Seminaren und Veranstaltungen im EÜK
- externe Übersetzerveranstaltungen in Nordrhein-Westfalen (allgemeine Lesungen und Vortragsreihen, praxisbezogene Übungen und Workshops, auch an Schulen).«

Vergütet wird dem Translator-in-Residence sein Einsatz mit einem Stipendium in Höhe von € 1.534,00 im Monat. Lesungen und andere Veranstaltungen werden in der Regel nicht extra honoriert.

Auf diese erste Ausschreibung, die in der Presse und in den Informationsmedien des VdÜ/Bundessparte Übersetzer im VS in ver.di sowie auf der Homepage des EÜK veröffentlicht und auch den ausländischen Übersetzerverbänden übermittelt wurde, gingen insgesamt zwölf Bewerbungen ein. Die Bewerber – fünf Frauen und sieben Männer – kamen aus Tschechien (1), Rumänien (1), Russland (2), Litauen (1), Schweden (1), dem Libanon (1), Indien (1), Vietnam (1) und der Bundesrepublik Deutschland (3). Aus ihrem Kreis berief der Vorstand des Vereins EÜK e.V. je eine Übersetzerin bzw. einen Übersetzer für jedes Quartal dieses Jahres. Die Wahl fiel auf Radovan Charvát aus Prag (April bis Juni), Andrea Kamphuis aus Bergisch-Gladbach (Juli bis September), Mikhaïl Rudnitsky aus Moskau (Oktober bis Dezember) und – für die ersten drei Monate – auf mich.

Am 10. Januar 2002 trat ich mein Amt als erste Straelener »Übersetzerin zum Anfassen« an. Die Amtseinführung fand in kleinem, aber feierlichem Rahmen statt, in Anwesenheit der Präsidentin der Stiftung Kunst und Kultur NRW, Ilse Brusis, sowie des EÜK-Präsidenten Claus Sprick, der Vizepräsidentin Ursula Brackmann, der Leitung des Kollegiums und zahlreicher Mitglieder des Vereins EÜK e.V. Und, um es gleich vorweg zu sagen, das Haus war während meiner gesamten Amtszeit fast durchweg brechend voll.

TiRische Zeiten oder: Ein Chamäleon packt aus

Eine Abkürzung für das Begriffsungetüm Translator-in-Residence war schnell gefunden – ich war »das TiR«. Nicht ganz so rasch voran geht es freilich mit der Wohnung in unmittelbarer Nachbarschaft zum Kollegium, die dem TiR von der Stadt Straelen zur Verfügung gestellt werden soll. Aber die Weichen sind gestellt, und wenn alles klappt, wird diese Wohnung noch im zweiten Halbjahr 2002 bezugsfertig sein. Und das wird hoffentlich Übersetzerinnen und Übersetzer beflügeln, sich als TiR zu bewerben, die der Gedanke, über mehrere Monate fern von Partner oder Familie leben und wirken zu sollen, bis jetzt noch abgeschreckt hat.

Das Modell ist nagelneu und unerprobt. Es gibt keine Vorbilder. Gab sie schon gar nicht für mich, das Pionier-TiR. Falsch, ein Vorbild gab es doch: Klaus Birkenhauer. Seinem Grundsatz, permanent für die Übersetzer im Haus ansprechbar zu sein, versuchte ich zu folgen, indem ich mir im Atrium einen Arbeitstisch eingerichtet habe. Dort saß ich etwa die Hälfte meiner zwölf Amtswochen von morgens bis tief in die Nacht, erledigte meine eigene Arbeit (glücklicherweise hatte ich in dieser Zeit größtenteils redaktionelle Dinge zu tun, Dinge auf Papier, die ich dort unten sehr gut machen konnte; nachts habe ich dann oben in meinem Zimmer die Korrekturen in den Computer eingegeben) und war stets

verfügbar, um die Fragen der Kolleginnen und Kollegen zu beantworten. Fragen, die, zumal außerhalb der Bürozeiten, zu einem großen Teil die Orientierung in der Bibliothek betrafen, aber ebenso die allgemeinen Abläufe im Haus (Mülltrennung, Waschmaschinenbedienung, Fahrradbenutzung, Umgang mit den Internet-Computern und dergleichen).

Und immer wieder ging es auch um reine Übersetzungsprobleme. Diese Seite der TiRerei, für mich eigentlich die spannendste und schönste, habe ich ganz besonders genossen. Einmal waren zwei Kolleginnen da, mit denen ich seit vielen Jahren befreundet bin, Ulrika Wallenström aus Schweden und Oili Suominen aus Finnland. Diese beiden übersetzen sehr oft gleichzeitig das gleiche Buch. Diesmal saßen sie an W. G. Sebalds *Austerlitz* und hatten viele, viele Fragen zum Text, besonders zu den im Buch beschriebenen Realien, aber auch zu komplizierten syntaktischen Konstruktionen, verdeckten Zitaten und Anklängen.

Also war ich auch das Recherchier-TiR, dessen muttersprachliche Kompetenz von vielen Kolleginnen und Kollegen oft und gern in Anspruch genommen wurde, ganz gleich, ob es sich um einen Roman von Thomas Hürlimann, Gedichte von Ilse Aichinger oder eine Erzählung von Thomas Bernhard handelte. Einmal wollte ein bulgarischer Kollege etwas über Shakespeares Sonette wissen, und eine Berliner Übersetzerin aus dem Dänischen brauchte Informationen über den »Raben« von Poe, da hatte das TiR ein Heimspiel und verwandelte sich im Handumdrehen in ein Repetier-TiR.

Aber ein TiR oder eine »Übersetzerin zum Anfassen«, dachte ich mir, sollte auch versuchen, für ein angenehmes, entspanntes Klima in der Küche und im Haus zu sorgen. Zum Beispiel mit einer selbst zubereiteten warmen Willkommenssuppe für zwei Litauer, die spät an einem nasskalten Februarabend nach fünfundzwanzig Stunden Busfahrt eintreffen. Gelegenheiten, mit vertretbarem Zeit- und Kostenaufwand für das leibliche Wohl der Übersetzerinnen und Übersetzer im Haus zu sorgen, gab es des öfteren, und weil es mir nun einmal Spaß macht, was Leckerer auf irgendeinen Tisch zu stellen und möglichst viele Leute um denselben zu versammeln, habe ich sie nicht ungenutzt verstreichen lassen, sondern bin hier und da auch als Blanchier-, Tranchier-, Passier-, Pürrier- und schließlich Servier-TiR aufgetreten.

Solche Dinge fallen unter die Rubrik Atmosphärisches, die in so einer WG auf Zeit auch nicht unimportant ist; da muss das TiR dann als Kassier-TiR den Hut rumgehen lassen für die anfallenden Geburtstage der Bürodamen und des einen oder anderen Übersetzers. Für Regina Peeters war's Anfang Februar sogar ein veritabler Doktorhut. Und waren alle Euros eingesammelt, der Strauß besorgt, die Karte rundherum zur Unterschrift vorgelegt, durfte ich an der Spitze der ganzen verfügbaren Belegschaft als Gratulier-TiR glänzen. In dieser Eigenschaft war ich übrigens auch, zusammen mit Karin Heinz und Regina Peeters, zum 40. Dienstjubiläum des Bürgermeisters eingeladen.

Und rund um den Straelener Kleinkarneval mauserte ich mich gar zum Amüsier-TiR, kaufte hundert bunte Luftballons, animierte die nach einem köstlichen schwedischen Fischmahl satt und zufrieden in der Küche sitzenden Kolleginnen und Kollegen, dazu dieselben mit vereinten Kräften aufzublasen und zu dicken Trauben zu bündeln, mit denen wir die Fassade des Kollegiums karnevalsgerecht geschmückt haben. Und Tags darauf

hieß es, das schlichte TiR-Habit gegen eine frivole rote Federboa einzutauschen, sich ein rotes Band ins Haar zu winden, ordentlich Rouge aufzulegen und mit meinem Kavalier, dem als Weltenbummler mit fähnchenbedrucktem Kittel und feuerroter Lockenperücke herausgeputzten polnischen Kollegen Ryszard Wojnakowski, der Einladung von Bürgermeister Johannes Giesen zu folgen und an der Übergabe des Rathaus-schlüssels an den Karnevalsprinzen teilzunehmen. Zur Belohnung gab's hinterher im Rathaus noch Freibier und süße Schnäpse und am nächsten Tag beim vier Stunden langen Zug, den wir natürlich keck maskiert vor der Haustür begrüßt und mit großem »Helau!« bedacht haben, richtig viele Kamellen fürs Kollegium und für das TiR vom stellvertretenden Bürgermeister Hans Rütten einen schönen pinken Primeltopp.

Solche Einladungen zu wichtigen Ereignissen im Leben der Stadt Straelen haben mich übrigens sehr gefreut. Das Kollegium braucht die Stadt, die Stadt braucht das Kollegium, das ist beiden Seiten bewußt, und es ist erfreulich, dass sich dies unter anderem in der Einbeziehung des TiR ausdrückt.

Gut fand ich auch, dass die Leitung des EÜK mich als TiR zu einem Gespräch mit der Europa-Abgeordneten Jutta Haug hinzugebeten hat, als diese das Kollegium im Januar besuchte.

Lustig war's, dies nur am Rande, als ich einmal Donnerstags auf dem Markt am Gemüsestand von der Chefin angesprochen wurde: »Sinnze abba jut jetroffen, neulich inner Zeitung.« Und interessant war's, nachdem ich seit zwölf Jahren regelmäßig nach Straelen komme und manchmal wochenlang dort war, zum erstenmal von der Metzgerfrau vorn an der Ecke in ein längeres Gespräch verwickelt zu werden, bei dem im Mittelpunkt Fragen standen wie: »Da brutzelt sich dann also jeder Übersetzer selbst sein Essen in der Küche, ja?« oder »Und wo schlafen die ganzen Übersetzer?«

Auch einen traurigen Anlass galt es angemessen zu begehen: den ersten Todestag von Klaus Birkenhauer am 4. Februar. Da habe ich mit Renate und Anne Birkenhauer gesprochen und auch mit Karin Heinz und Regina Peeters, und zusammen haben wir beschlossen, an diesem schweren Tag alle gemeinsam einen Blumenstrauß aufs Grab zu bringen. Und für den Abend wünschte sich Renate Birkenhauer, dass wir miteinander essen und trinken und eine Video-Aufnahme eines Films anschauen, den der Sender Arte vor vier Jahren im Kollegium gedreht hat und in dem Klaus Birkenhauer sehr schön und sehr authentisch zu sehen und zu hören ist.

Häufig finden im EÜK Wochenendseminare statt, bei denen es nicht ums Übersetzen geht. Solche Gastveranstaltungen sind wichtig, weil sie dem Haus bares Geld bringen, das angesichts immer spärlicher fließender Subventionen dringend gebraucht wird. Hin und wieder baten die Leiter solcher Seminare das TiR, die Gruppe durchs Haus zu führen und einen kleinen Vortrag über die Geschichte und die Gesckicke des Kollegiums, aber auch über unseren tollen Beruf aus dem Ärmel zu schütteln. Drei-, viermal wurde dieses Ansinnen an mich herangetragen, und dann schlüpfte ich in die Rolle des Renommier-und/oder Demonstrier-TiRs und erzählte stolz davon, wie es mit dem Kollegium angefangen und wie sich alles so entwickelt hat und was wir Übersetzer machen und dass wir ohne das Kollegium oft gar nicht wüssten, was wir machen sollen.

Meine Zeit als Repräsentier-TiR

Das zweite Aufgabengebiet des TiR besteht, wie schon gesagt, darin, das EÜK und seine Anliegen nach außen zu vertreten und allgemein das Wissen über unseren Berufsstand zu mehren. Diese Seite der TiR-Tätigkeit muss allerdings von der Leitung des EÜK vorbereitet werden, denn schließlich kommt man ja als TiR von außen und hätte gar keine Ahnung, wen man wo ansprechen könnte, um Lesungen, Vorträge, Workshops oder Interviews anzubieten. Regina Peeters, allseits bekannt als Chefin der großartigen Straelener Bibliothek, leistet überdies seit Jahren eine sehr gute Öffentlichkeitsarbeit. Sie ist es auch, die das jeweilige TiR an verschiedene interessierte Einrichtungen »vermietet«.

Nun war ich ja das allererste TiR, und da war nicht nur die Vorbereitungszeit ein bisschen knapp, sondern es fehlte auch an Erfahrungen, so dass sich meine öffentlichen »Auftritte« auf fünf den normalen Unterricht ergänzende Veranstaltungen in den Fächern Deutsch und Englisch (dreimal jeweils drei Schulstunden; zweimal je zwei Schulstunden) an mehreren Gymnasien in und um Straelen beschränkten. Dreimal war das von den zuständigen Lehrer gewünschte Thema meine Neuübersetzung der »Shakespeare-Sonette«, einmal ging es um das literarische Übersetzen allgemein, und einmal um Jugendliteratur am Beispiel zweier von mir übersetzter nordirischer Autoren. Eine der Shakespeare-Veranstaltungen – mit einem Englisch-Leistungskurs der Jahrgangsstufe 12 – habe ich als reinen Workshop angelegt, die beiden anderen hatten eher Vortragscharakter, allerdings mit ausreichend Zeit, um Fragen aus dem Auditorium zu beantworten.

Auch zu Interviews wurde ich eingeladen, dreimal im Radio (Deutschlandradio Berlin, WDR 3, Deutschlandfunk Köln) und einmal in der *Rheinischen Post*. In dieser Hinsicht wäre vielleicht mehr möglich gewesen, aber solche Dinge brauchen eben etwas Anlaufzeit. Es dauert halt, bis sich bei den Medien herumgesprachen hat, dass es in Straelen neuerdings ein Kommunizier-TiR gibt.

Eine Sternstunde war die öffentliche Lesung, die wir auf meine TiRische Anregung hin im Atrium veranstaltet haben. Alle im Kollegium anwesenden Übersetzer haben mitgemacht und aus ihrer laufenden Arbeit gelesen. Im Publikum saßen nicht nur zwölf Düsseldorfer LÜ-Studentinnen mit ihrem Betreuer, die sich zum von mir geleiteten Englisch-Praktikum im Haus aufhielten, sondern darüber hinaus eine erkleckliche Anzahl gespannt lauschender und eifrig applaudierender Bürgerinnen und Bürger aus Straelen und Umgebung. Besonders bejubelt wurde Kristian Lutze, der eigens aus Köln angereist war, im Gepäck Tochter Jennys Gitarre, und den Abend mit einem Beatles-Song aus dem von ihm und Werner Schmitz gemeinsam übersetzten Paul McCartney-Band eröffnete. Für Aufsehen sorgte auch der aus dem benachbarten Stadtarchiv ausgeliehene »Nickneger« (in meinem Lesetext, dem Roman *Sonnenfinsternis* von John Banville, an dessen Fertigstellung ich damals gerade arbeitete und aus dem ich meinen Düsseldorfer Studentinnen ein paar Seiten für die Textarbeit im Praktikum aufgegeben hatte, heißt es nämlich über einen der Protagonisten, er habe bedächtig genickt, *like that black saint on the collection box who nodded when as a little boy you put a penny in*. Auch unser Leih-Nickneger hatte an diesem Abend mehrfach Gelegenheit zu nicken und sich so sich für Kleingeld-

spenden aus dem Publikum zu bedanken. Schade fanden wir bloß, dass der Mechanismus nicht auf Scheine reagiert.

Pionier-TiR – Modellier-TiR Bilanz und Ausblick

Nun kann man als Pionier-TiR natürlich nicht erwarten, ein bereits perfekt ausgereiftes Modell vorzufinden. Sicher wäre es schön gewesen, hätte sich das öffentliche Auftreten des TiR auch hier und da in den größeren Städten des Landes NRW in Form von Lesungen in Literaturhäusern oder Buchhandlungen realisieren lassen, so wichtig und durchaus interessant Veranstaltungen in Schulen auch sein mögen. Ich bin unbedingt dafür, dass wir als Übersetzer die Begegnung mit Schülern als unserem potentiellen Lesepublikum suchen. Und ich verstehe gut, dass die Leitung des EÜK aus vielen Gründen an einer lebhaften Kooperation mit den Gymnasien in der Region interessiert ist. Dennoch wäre es erfreulich, wenn sich die Außenwirkung des TiR in Zukunft differenzierter gestalten ließe.

Die eine oder andere kleine Unzulänglichkeit des Anfangs wird jedoch dadurch aufgewogen, dass man, wenn man Neuland betritt, immer die Chance hat, selbst Ideen für das im Werden begriffene Modell zu entwickeln und es so in dieser oder jener Form mit zu prägen. Karin Heinz war stets bereit, den Stift zu zücken und mir zuzuhören, wenn ich mit meinen konzeptionellen Überlegungen im Büro auftauchte. Die Kommunikation mit der Leitung des Hauses hat überhaupt sehr gut geklappt. Dafür an dieser Stelle en passant, aber nicht nebenbei, ein herzliches Dankeschön.

Wichtig finde ich vor allem, Kontinuitäten zu schaffen. Zum Beispiel wird jedes TiR den Verlauf seiner Amtszeit schriftlich dokumentieren, und diese Dokumentation kann im EÜK-Büro eingesehen werden, so dass nicht nur das jeweilige Nachfolge-TiR darin lesen kann, sondern auch diejenigen Übersetzerinnen und Übersetzer, die die Absicht haben, sich demnächst selbst zu bewerben, und im Falle einer Evaluierung des Projekts durch den Geldgeber liefert sie nützliches Material.

Kontinuität im Hinblick auf das öffentliche Auftreten des TiR könnte zum Beispiel erreicht werden, indem man versucht, gezielt mit bestimmten Institutionen zusammenarbeiten und Lese- oder Veranstaltungsreihen zu etablieren, etwa bei der Stiftung Kunst und Kultur Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf selbst in Form einer Reihe »TiRe stellen sich vor« oder am Literaturhaus in Köln und anderen ähnlichen Einrichtungen in Dortmund, Essen etc. Gut fände ich es auch, wenn die Universitäten des Landes NRW stärker zur Kooperation herangezogen werden könnten, vor allem natürlich der Studiengang Literaturübersetzen der Düsseldorfer Heinrich-Heine-Universität. Aber dazu gehören immer zwei, und leider zeichnen sich gerade die Universitäten meistens durch einen erschreckenden Mangel an Flexibilität aus.

Und schließlich erhebt sich für mich die Frage, ob Kontinuität, bezogen auf die einander ablösenden TiRe selbst, bei einer Amtszeit von jeweils drei Monaten überhaupt möglich ist. Über den zeitlichen Rahmen wird gewiß noch weiter diskutiert werden müssen, und dabei sollte man sich darüber im klaren sein, dass dieses an sich gute Modell eines Translator-in-Residence am EÜK, das ja dazu gedacht ist, eine real vorhandene Lük-

ke zu füllen, keinesfalls zu einer Art Edelstipendium verkommen darf. Das darf nicht passieren!

Ich meine, jedes TiR sollte die Möglichkeit haben, mindestens ein halbes Jahr zu residieren. So würde die Leitung des Hauses sich und den Gästen die häufigen, stets mit Unruhe verbundenen Wechsel sparen, das jeweilige TiR hätte eher die Möglichkeit, das Leben im Kollegium nachhaltig mitzugestalten, und der Zeitdruck für die einzelnen Übersetzer im Amt des TiR wäre nicht so groß. Man käme vielleicht auch etwas mehr dazu, an seinen eigenen Projekten zu arbeiten, und würde den Stab am Ende womöglich nicht ganz so erschöpft, aber mit dem Gefühl, wirklich etwas vorangebracht zu haben, an die Nachfolgerin oder den Nachfolger weitergeben. Wichtig finde ich auch, dass gleitende Übergänge geschaffen werden, so dass jedes scheidende TiR das neue noch ein paar Tage »einarbeitet«.

Es gibt Stimmen, die das Dreimonatskonzept mit dem Argument befürworten, es könnte schwierig sein, Bewerber zu finden, die bereit wären, länger als ein Quartal in Straelen zu arbeiten. Dem halte ich entgegen, dass jemand, der bereit ist, sich ein halbes oder auch ein ganzes Jahr in den Dienst einer für uns so unendlich wichtigen und kostbaren Einrichtung zu stellen, damit auch seine Verbundenheit mit dem EÜK beweist – und, last but not least, seine Bereitschaft, sich während einer überschaubaren Frist intensiver als sonst für die Zunft und die einzelnen im EÜK arbeitenden Kolleginnen und Kollegen einzusetzen.

Jutta-Maria Piechulek

Nur keine Panik

Aus dem Nähkästchen einer
literarischen Übersetzerin

Der Anfang ist immer gleich: Man greift zum Telefon, ruft eine Lektorin an, mit der man schon gearbeitet hat, und fragt nach einem neuen Buch.

»Ja«, wird mir gesagt, »ich habe einen einzigen Krimi zu vergeben, der auch ziemlich eilig ist. Amerikanisch. Allerdings (leicht betretene Pause am anderen Ende) geht es dabei auch um gewisse SM-Praktiken.«

Hm, denkt es in mir, während ich vor meinem geistigen Auge irgendwelche Ketten, stacheligen Hundehalsbänder, Hand- und Fußfesseln und schwarze Lederkleidung sehe. Was man – als nicht SM-ler – eben über SM so wusste, als es vor Jahren kaum eine Talkshow gab, in der sich nicht irgendwelche Zeitgenossen begeistert über ihr Tun verbreiteten, und es schon fast zum guten Ton gehörte, sich auf diesem Gebiet zu tummeln.

»Schlimm?«, frage ich.

»Nun ja, das erste Buch der Autorin war drastischer als dieses zweite.«

Ich hatte keinen anderen Auftrag, und da ich wie immer Geld brauchte, gab ich mir innerlich einen Ruck. So schlimm konnte es ja nicht kommen. Hoffentlich ist das Ding wenigstens spannend, dachte ich.

Das Buch kam, ich las das erste Kapitel, fand den Stil gut und die Schreibe auch. Gute Bilder, was ja wichtig ist, um die Atmosphäre eines Buches in meine Sprache hinüber zu retten.

Kopfüber stürzte ich mich in die Arbeit, ohne das Buch vorher zu lesen, weil ich mir gern die Spannung

für die Arbeit bewahren wollte. Ahnte nichts Böses, und dann kam SM. Fesselungen nur und ein bisschen Haue – ich entspannte mich. Die Lektorin hatte mich richtig informiert.

Ha! Wie immer im Leben kam auch diesmal das dicke Ende nach. Das Buch war atmosphärisch ungeheuer dicht geschrieben, spannend von Anfang an, und wurde immer spannender, je weiter ich kam.

Was soll ich sagen? Ein »sauberes« Kapitel wechselte sich mit einem »fieseren« ab. Und es blieb natürlich nicht bei Hundehalsbändern und leichten Unterwerfungsritualen. Nein, nein. Die Autorin ersparte mir nichts. Und ich konnte mir nicht vorstellen, dass ihr erstes Buch noch härter sein konnte.

Und so saß ich dann an meinem Computer und wechselte je nach Kapitelinhalt zwischen entspannter Arbeit und Übelkeitsattacken und Magenkrämpfen ab. Zwischendurch hätte ich das Buch gern in meinen Papierschredder geschoben, aber natürlich hielt ich durch, denn schließlich stand ich ja beim Verlag im Wort, und natürlich wollte ich den Schluß auch noch erfahren!

Er war genauso gnadenlos wie der gesamte Inhalt, und ich machte drei Kreuzzeichen, als ich das Buch überlebt hatte, ohne Schaden an Leib und Seele genommen zu haben.

Im Lektorat wanderte das Buch blitzartig von der Lektorin weg zu einem neu eingetretenen Lektor, der auch nicht sehr glücklich schien über diese Thematik – was mich tröstete – und ein wenig Mühe hatte, mit mir darüber zu sprechen.

Nachschlag 1: Ein Leser lobte das Buch sehr bei amazon.de, was die Spannung und die Schreibe (danke!) betraf, merkte an, dass es nach dem gleichem Strickmuster wie das erste Buch der Autorin geschrieben sei – aber noch weit härter sei als das erste.

Nachschlag 2: Die Autorin hatte eine wissenschaftliche Abhandlung zum Thema Sexualität verfasst, ehe sie sich auf das Schreiben von Romanen verlegte. Und nach dem zweiten Buch hat sie beschlossen, künftig nur noch »normale« Krimis zu schreiben. Dann würde ich sie gern wieder übersetzen!

Nachschlag 3: Das Honorar habe ich als Schmerzensgeld gern angenommen.

Nachschlag 4: Das Taschenbuch wurde 40000 mal verkauft, zu wenig, um mein Schmerzensgeld noch etwas zu erhöhen!

Nachschlag 5: Mittlerweile steht es in der Veramsch-Gondel im Kaufhaus, zwischen *So heilen Sie sich mit Ingwer* und *So verwöhnen Sie Ihr geliebtes Haustier*.

György Buda

Lajos Parti Nagy übersetzend – ein Mausoleum zwischen Budapest und Wien und ?

Wir sitzen in der Weinlaube zwischen Haus und Garten. Ich trinke, Lajos fährt Auto. Vor uns auf dem Tisch Papiere, Probleme. Und Wein. Ein Gspritzter. Wie würden Sie den Gspritzten übersetzen, für, sagen wir, einen Verlag in Islamabad?

Ist es denn so schlimm? Nein, nur noch schwerer. Islamabad ist weit weg, Budapest ist in der Nachbar-

schaft. Das kann ja kein Problem sein. Den Gspritzten kennt man in Wien und in Budapest.

Kennen Sie den: Zwei Yuppies betreten ein Lokal in Wien. Sie bestellen: »Zwei Gspritzte!« darauf der Wirt: »Des seh ich. Und was wollen's trinken?«

Lajos sind meine Probleme nicht fremd; der Fragenkatalog seines Übersetzers ins Englische liegt vor und leistet mir auch gute Dienste. Außerdem erhalte ich volle Rückendeckung: Mach's wie du willst. Laß es aus, wenn's nicht geht.

Rückblickend wäre es natürlich fein, damals gesagt zu haben: Wir haben es hier mit folgenden drei (oder wie vielen auch immer) Problemen zu tun... Doch das habe ich nicht gesagt. Ich habe nur gelesen und geschrieben.

Der Übersetzer übersetzt. Im günstigeren Fall. Oder er steht in der Küche und spült Geschirr. Dann übersetzt er schon lieber. Das Übersetzen spielt sich zwischen seinen Augen und seinen Fingern ab. Er starrt mehr oder weniger gebannt auf einen Text und tippt ihn in die Maschine. Irgendwo zwischen Augen und Fingern befindet sich sein Verstand. Im günstigeren Fall. Denn der ganze lange Text soll in einer anderen Sprache in die Maschine. Dabei wird der Übersetzer zu einem Monster. Ein Doktor György und Mister Buda. Und vieles mehr. Was auch immer der Text verlangt. Er wird zu einem atklugen, unterernährten, auf wundersame Weise elektrisch aufgeladenen Kind, das nach der Wahrheit sucht und über die Ernährungsgepflogenheiten von Schwalbenratzen aufgeklärt wird. Der Übersetzer wird zu einer vollschlanken, ältlichen Frau und schreibt aus ihren welken Erinnerungen verblühte Geschichten nieder. In seinem Zerebralthesaurus speichert er auf Abruf Sachen wie Umlaufbeschluß und Musterfirmazeichnung, Isotopen-Tracing und Zweistrang-Gießmaschinen, und natürlich die allgemein begreifliche heftige Gemütsbewegung und die außerordentliche Strafmilderung.

Da müßte doch so ein Text, der wie gesprochen klingt, die reine Alltagssprache von Hunderttausenden, gewürzt mit einigen lockeren Parti Nagyismen, die reinste Erholung sein, nicht wahr?

Nun, das vielleicht nicht. Zwar haben wir Grundsätzliches schon geklärt: Ich darf den Text in das Oberdeutsche vulgo »Österreichische« übersetzen, doch ich weiß, ich habe hier kein Dialektstück vor mir, diese Welt ist nicht die heile des »echten Wieners«, des unsinkbaren Mundl Sackbauer, die Handlung spielt auch nicht auf einer urbanisierten Löwingerbühne. Es geht um den ganz normalen heutigen Wahnsinn, um eine mögliche, ergo existente Geschichte von sehr poetisch dargestellten, aber durchaus echten Charakteren in einer für den westlichen Wohlstandsbürger schwer vorstellbaren, jedoch stets nachweisbaren Umgebung.

Beginnen wir vielleicht mit dieser. Das Stück spielt ausdrücklich in Budapest, genauer im weniger bürgerlichen Pest, der Ort ist nicht zu übersetzen. Ein U-förmiger Gang mit Türen inmitten eines heruntergekommenen Zinshauses, verbreitete Bauweise um die Jahrhundertwende, er umgibt den betonierten Hof; hier finden wir die Einheit des Ortes. Alles unwahrscheinlich verwahrlost. Eine Mietskaserne mit Pawlatschen. Auch das Architektonische ist unübersetzbar.

Das zum Milieu. Es ist vorgegeben und bestimmend für die Sprache. Eine Hauptschwierigkeit: Das Ungarische verträgt und benützt auch als publizierte Literatur (heute) viel mehr lockere bis allzu lockere Sprüche, deren Genese hier – wie interessant auch immer – nicht zu

behandeln ist, sie reichen sozusagen von unterhalb der (vorderen) menschlichen Gürtellinie über diverse Mütter bis zur blasphemischen Verschwägerung – demgegenüber steht im Deutschen das Anal-Fäkale, wohl etabliert, siehe Luther und Goethe und auch das Grimmsche Wörterbuch mit üppigen Zitaten. *Four-letter words* sickern zwar durch das Fernsehen auch ins Deutsche, und von dort in das Österreichische... nein, bleiben wir lieber bodenständig. Textbeispiele – im Stück, bitte.

Dann die Charaktere und ihre Namen. Spätestens hier kratzt sich der Übersetzer ratlos den spärlich behaarten Schädel. Sie heißen pesterisch, also haben wir eine Komposition von Namen aus der Monarchie. Schon einmal eine Richtung, aber Vorsicht, das Stück spielt noch immer in Pest! Ist das wahr? Spielt die Übersetzung auch dort? Nein, keinesfalls in Wien, das ist kein Wiener Stück. Erfinden wir also eine Zwischenstadt eines Zwischenreiches... Die Figuren sind liebevoll gezeichnet, das muß auch so herüberkommen... Die Bösen sind auch nur bedingt böse. Die Personen sind legitime Abkömmlinge der Nachkriegs- bis Vorwendezeit, mit Ausnahme des elektrisch aufgeladenen Jungen, der nie etwas anderes gekannt hat, als die gegenwärtige »kumulativ benachteiligte Situation«, übrigens ein real existierender Terminus aus der Zeit des Real Existierenden. Klar, daß diese Personen in der Übersetzung kaum Hochdeutsch reden, für mich ebenso klar, daß sie bei mir nicht Kai-Uwe oder Horst oder Marlene heißen.

Was tun aber mit der dezent verfremdeten Sprache, die oft Neuschöpfungen oder Wortverdrehungen, Sinnvermischungen, spielerische Durchdringungen enthält? Diese Kunstsprache wäre so zu übersetzen, daß der geneigte Leser die Tricks als solche erkennt und sie nicht für die Unfähigkeit des Übersetzers hält. Überhaupt: der oder die Geneigte! Wie weit soll ich ihrem Verständnis entgegenkommen, wie stark am Original haften bleiben? Meine Übersetzung bewegt sich in einem Dreieck, dessen Eckpunkte Autor, Leser (resp. Verlag) und Übersetzer heißen, jeder dieser Eckpunkte hat eine gewisse Anziehungskraft, und der Text, mein Text, der Eigentum des Autors war und das des Lesers werden wird, und dabei doch wundersam allen zu gehören hat, *tschundert* frei nach Herzmanovsky-Orlando in diesem mystischen Dreieck herum, je nach dem, ob die gerade bearbeitete Textpassage dem Autor treu bleibt, mit dem Leser kokettiert oder dem Übersetzer Wonne und Würdigung verheißt.

Und zu bedenken ist immer: Ein Theaterstück kann gelesen, will aber gesehen werden. Möglich, daß der Regisseur ganze Sätze ummodellt, was Sätze, Absätze, ganze Szenen mit einem einzigen Federstrich oder -stich meuchelt, und vergrübelte Minuten und Stunden, Gehirnschmalz und Herzblut wandeln den Weg alles Irdischen. Andererseits soll der Text auch sprechbar sein.

Zum Abschied, holde Leserin, geneigter Leser, stehe mein Lieblingssatz aus dem Stück *Mausoleum* von Lajos Parti Nagy: »Eine Rose ist kein Mensch, daß sie alles aushält.«

Danke, Lajos!

Zuerst erschienen in:
»Wahlverwandtschaften«
Zsolnay, Wien 1999

Buchrezensionen

Erich Mater – Von Z bis A

Wenn vorwärts nichts mehr geht, kann man es immer noch rückwärts probieren. Oft lohnt es sich, wie Erich Mater in seinem *Rückläufigen Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* beweist.

Rückläufigkeit weckt nur selten positive Assoziationen, bei Mater ist sie Fortschrittsprogramm. Die Endlastigkeit der deutschen Sprache kommt in den üblichen linksläufigen Wörterbüchern, deren Einträge ja stets vom Anfang, also dem Bestimmungsglied eines Wortes her sortiert werden, nur ungenügend zur Geltung. Mater ist den anderen Weg gegangen und hat in seinem Werk das Pferd beim Schwanz aufgezäumt, also ausgehend von den bedeutungstragenden Grundwörtern. Eine Methode, die erstaunliche Ergebnisse zeitigt, denn zum einen liefert sie nicht selten zehnmal mehr Belege für Komposita als normalalphabetische Wörterbücher, und zum anderen wird in vielen Fällen überhaupt erst deutlich, welche Grundwörter am häufigsten in Zusammenstellungen auftauchen.

Maters rechtsläufiges Wörterbuch, von Arno Schmidt seinerzeit enthusiastisch als Schlüssel »zu den Lagerräumen der Assoziation« gerühmt, war das erste maschinell hergestellte deutsche Wörterbuch überhaupt. Es erschien 1965 beim VEB Bibliographisches Institut Leipzig und war jahrelang vergriffen. Nun ist das Werk in einer vom Autor aktualisierten Fassung beim rührigen Straelener Manuskripte Verlag als CD-ROM herausgekommen und bietet damit mehr Suchfunktionen als je zuvor. Die neue Rechtschreibung wurde, soweit es plausibel schien, berücksichtigt. Was in erster Linie gedacht war als Hilfsmittel für LinguistInnen und LehrerInnen, erweist sich darüber hinaus als vorzüglicher Fundus für alle, die professionell mit Texten umgehen, etwa SchriftstellerInnen, ÜbersetzerInnen oder WerbetexterInnen. Bei WissenschaftlerInnen erfreuen sich inverse oder gespiegelte Schriften seit jeher großer Beliebtheit, um alte, nicht selten »verderbte« Handschriften zu entziffern, und GeheimdienstagentInnen sind sie beim Chiffrieren oder Dechiffrieren militärischer Codes geradezu unentbehrlich. Doch selbst für private Zwecke eignet sich das rückläufige Wörterbuch bestens, beispielsweise als Assistent beim Rätselraten und Reimeschmieden.

Um die Zahl der Einträge nicht unnötig in schwindelnde Höhen zu treiben, hat Erich Mater Veraltetes ebenso verworfen wie typischen Fachwortschatz. Auch bei Mehrfach-Zusammensetzungen, die als Beispiel für die Wortbildung wenig ergiebig sind, setzte er beherzt den Rotstift an, ganz im Sinne von RODA-RODA:

Es gibt Tiere, Kreise und gibt Ärzte
es gibt Tierärzte, Kreisärzte und Oberärzte
es gibt auch einen Oberkreistierarzt
ein Oberkreistier aber gibt es nicht.

Herausgekommen ist, wie Oskar Pastior völlig zu Recht feststellt, ein »Jahrhundertbuch«: »beredsam, empfindsam, Sesam. Es ist einprägend, biegsam, schmiegsam, reg, vergnügungssam. Sowohl Bisam als auch Balsam (u.a. Leber, Wasser, Peru), mit anderen Worten mittel, wunder, ungehor bis unterhalt und ziemlich seltsam.«

Erich Mater, »Rückläufiges Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache«, vom Autor aktualisierte und wesentlich erweiterte Ausgabe auf CD-ROM mit Begleitheft, knapp 200000 Einträge, Straelener Manuskripte 2001, 24,90 €.

Angela Wicharz-Lindner

»Ich war eine große literarische Spielratze...«

Festschriften sind langweilig. Und wenn es sich dann noch um die Festschrift zum zehnjährigen Bestehen einer Stiftung handelt, ist man als hohlwort-müde Übersetzerin schnell geneigt abzuwinken – wodurch einem unter Umständen ein echtes Lesevergnügen entgeht.

Ein liebender Übersetzer heißt der Band, der von der Heinrich Maria Ledig-Rowohlt-Stiftung zu ihrem zehnjährigen Bestehen herausgebracht wurde. Übersetzer? Beim Stichwort Rowohlt fällt einem auf Anhieb natürlich erst einmal der Verlag ein; vielleicht dann auch der zum »Rowohlt-Preis« verschliffene (und dementsprechend zugeordnete) Übersetzer-Preis, der eigentlich Heinrich Maria Ledig-Rowohlt-Übersetzer-Preis heißt; ferner gibt es da noch Ledig House, das Schriftsteller- und Übersetzerhaus im Staat New York; schließlich aber, oder vielmehr anfänglich – für die Jüngeren nur noch Legende (so nicht gänzlich unbekannt) –, den Mann, der hinter all dem stand.

Um seine Anzüge habe ich ihn ebensooft beneidet wie um seinen todsicheren Instinkt seine Art an den Büchern zu riechen listig zu sein mit gewissen Leuten umzugehen ein Menu zu bestellen hartnäckig zu bleiben Schlipse und Hosenträger zu verschenken großzügig zu sein nicht älter zu werden zu telefonieren eine rote Nelke im Knopfloch zu tragen alles stehen- und liegenzulassen eine Rede zu halten sich zu freuen sinnlose Bücher bis zuletzt zu verteidigen an unverkäufliche Bücher sein Herz zu verlieren zu preisen zu fluchen etwas ganz Unerwartetes zu tun seine Geburtstage zu feiern.

Jürgen Becker

Heinrich Maria Ledig-Rowohlt war in erster Linie Verleger, aber einer, der sich nicht nur für Bücher begeisterte, sondern auch, wie an der Zielsetzung der Stiftung zu erkennen, einen Sinn für Übersetzungen und Übersetzer hatte – und der auch selbst übersetzte. »Es war der Wunsch des Verlegers Heinrich Maria Ledig-Rowohlt, die oft unterschätzte Arbeit der Übersetzer literarischer Werke mit einem jährlichen Förderpreis zu unterstützen.« (Aus der Präambel der Satzung).«

Aus dem einen Übersetzer-Preis sind inzwischen deren drei geworden, und *Ein liebender Übersetzer* ist zunächst einmal eine vielstimmige Hommage an den Stifter – als Mensch, Verleger und Übersetzer. Die durchweg knapp gehaltenen, sehr unterschiedlichen Beiträge von Verlegerkollegen (etwa Klaus Wagenbach oder Inge Feltrinelli), einstigen Rowohlt-Lektoren (etwa Beispiel Fritz J. Raddatz oder Jürgen Becker) und Autoren (etwa Henry Miller oder James Baldwin) lesen sich sehr vergnüglich und malen ein buntes Bild von diesem ungewöhnlichen Mann. Auch seine Frau Jane Ledig-Rowohlt, deren Geburtsnamen der zweite Preis trägt, wird porträtiert. Ganz nebenbei erhält man beim Lesen einen Eindruck von der deutschen Verlagsszene in den

ersten Jahrzehnten nach dem Krieg – die angesichts der momentanen Realität geradezu romantisch und von Idealismus durchdrungen erscheint. (Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, dass sich der Literaturbetrieb für weniger illustre Gestalten als die in diesem Band Versammelten auch damals schon etwas anders dargestellt haben muss.)

Was diese Festschrift sympathisch macht, ist die Tatsache, dass hier nicht allein eine Verlegerpersönlichkeit geehrt wird, sondern ebenso die vielen in seinem Namen preisgekrönten Übersetzer (zum Beispiel Angela Praesent, Marcus Ingendaay, Thomas Piltz) die mit ihren Dankesreden, Beschreibungen ihrer Arbeit und Auszügen aus ihren Übersetzungen selbst zu Wort kommen oder aber von anderen gewürdigt werden. So ist *Ein liebender Übersetzer* letzten Endes eine Liebeserklärung an die Literatur und damit – in einer Zeit der Auftragsknappheit und berufspolitischen Brisanz – ein erholsamer gedanklicher Sommerausflug.

Kathrin Razum

Das von der Heinrich Maria Ledig-Rowohlt-Stiftung veröffentlichte Buch wird an Übersetzer zum Selbstkostenpreis von 10 € (einschließlich Porto) abgegeben. Bestellungen an:

Ernestine von Salomon, Parkstr. 10, 13467 Berlin

Sommerloch

Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint vierteljährlich.

Einzelpreis € 7.-, Jahresabo € 20.- incl. Versandkosten innerhalb Europas.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ)
in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien, Friedrichstraße 15, 70174 Stuttgart.

Bankverbindung: BfG-Bank AG Stuttgart, Konto-Nr. 1084720200, BLZ 60010111.

Redaktion: Kathrin Razum, Hans-Thoma-Str. 5, 69121 Heidelberg (verantwortlich);
Marion Sattler Charnitzky, Steffanstr. 22, 68623 Lampertheim (Abonnements); Regina Peeters.

Layout: Christoph Morlok. Druck: Druckerei Deringer, Worms.

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.